

Hermann Ehrenfried (Pater Adalbert) wurde 1910 als zwölftes Kind von Josef Karl Ehrenfried und Maria Karolina Ehrenfried geboren; im Greckenhof, dort wo heute das Kolpinghaus steht. 1994 veröffentlichte er seine Biographie »Barfuß auf dem Weg ins Paradies • Ein Kapuziner erzählt aus seinem Leben«. Mit diesem Auszug unternehmen wir,

wie so oft, eine Zeitreise. Das ganze Buch ist lesenswert.

• Ich hoffe, Sie mögen diese Seite.

Dann lesen Sie jede Woche etwas Neues aus der alten Zeit.

Ihre Pia Pichterich

Adalbert Ehrenfried

Barfuß auf dem Weg ins Paradies

Meinen Lebenslauf kann ich am besten verfolgen und anderen darstellen, wenn ich mich erinnere, was mir zum Essen und Trinken angeboten wurde. Was es in den ersten Kinderjahren gab, weiß ich nur, wenn ich zurückdenke, was mein jüngerer Bruder Albert als Kind bekam.

Mit sechs Jahren schon mußte ich ihm, wenn alle anderen aus dem Haus waren, auf einem Spirituskocher die Milch mit etwas Zucker warm machen und dann im »Schoppen« reichen. Kuhmilch und Griesbrei bekam also auch ich jahrelang, nichts aus dem Reformhaus, nichts aus Dose und Tüte.

In der Küche durfte ich manchmal auch mithelfen, z.B. den Nudelteig mit dem Wellholz glätten, die Fladen für Maultaschen schneiden, die Schupfnudeln drehen, die Spätzle aus dem kochenden Wasser schöpfen und beim Brötchenbacken auf Weihnachten die leere Teigschüssel ausschlecken.

So mit dem Kochen vertraut, erlaubte ich mir, wenn ich allein war, selbst etwas zusammenzustellen, wenn es nur etwas süß war. Mit älteren Jahren machte ich mir mit etwas Pulver einen Pudding, konnte auch Rühreier mit etwas Rauchfleisch zubereiten und wußte, wo in der Kammer nach dem Schlachten die Grieben- und die Leberwürste hingen und stibitzte manchen Riegel von der Leberwurst. Das kam allerdings nur selten vor, denn während des ersten Weltkrieges wurden die Lebensmittel kontrolliert und waren auch in einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb mit vielen Kindern knapp. Man mußte Getreide abliefern, und die Mutter hatte als Bargeld nur den Milchpfennig zur Verfügung. Butter gab es darum nie aufs Brot, sondern mit Kartoffeln zum Abendessen. Daß man Butter auch aufs Brot streichen konnte, sah ich nur bei meinem Jugendfreund Seppl Lebtig, wo ich manchmal auch diesen Leckerbissen geschenkt bekam.

Wir litten keinen Hunger, waren aber sehr eingeschränkt. In der Schublade lag zwar der Brotlaib, doch das Brot war oft schwer, da es, um das Mehl zu strecken, mit Gerste und Mais vermischt wurde. Zucker war rar und sehr teuer. Bohnenkaffee gab es bei uns nie. Wir brannten die selbst angebaute Gerste und kauften etwas Zichorie zum Schwärzen dazu. Nach Kaffee roch es zwar manchmal in unserem Haus, doch der angenehme Duft kam von der Hausfrau Baumann oder, solange sie noch lebte, aus der

Stube der Pfarrerstante Therese, die ihrem Bruder, dem Pfarrer von Bettingen, den Haushalt geführt hatte und das Kaffee- und Teetrinken am Nachmittag gewohnt war. Süßigkeiten wurden nie gekauft. Wir hatten dafür kein Geld. Nur wenn ich zur bettlägerigen Eberts-Großmutter in der Engalgasse kam, bekam ich manchmal eine Anis-schnitte. Als die Mutter mit Albert im Wochenbett lag, brachten ihr die Nachbarsfrauen Weinsauce, wir sagten »Schotto« dazu, und etwas Gebäck. Da schmuste ich bei der Mutter, bis sie mir dann ab und zu auch einen Löffel reichte.

Für die Kinderschule gab die Mutter ein Stück Brot und einen Apfel mit. Wenn es hoch ging, ließ sie über das Brot etwas Wasser oder schwarzen Kaffee laufen und streute Kristallzucker darüber. Das war dann ein Hochgenuß.

Festtag war, wenn gemetzelt wurde. Da gab es bald das »Krettfleisch«, das Wellfleisch mit Sauerkraut und Brot, zu Mittag eine Wurst, und dann durfte ich, was mir immer sehr leid tat, die Kesselbrühe mit einigen aufgeplatzten Würsten austragen – schon wieder weniger für uns. Doch mit ein paar Pfennigen wurde ich dann von der Pfarrhaus-hälterin und den Verwandten entschädigt.

Zum Nachtessen gab es immer, auch im Sommer, etwas Warmes, wenigstens Suppe und Kartoffeln, manchmal auch Pfannkuchen und Salat. Nur sonntags gab es Weißbrot und Kaffee, aber keine Wurstwaren. Dafür hatte man mittags das Vesper mit Brot, Wurst oder Rauchfleisch eingenommen. Am Samstagabend gab mir die Mutter in einer großen Schüssel zwei Köpfe Rotkraut, die ich zur alten Frau Lebtig tragen mußte zum Schneiden. In der Schüssel lagen als Entschädigung ein paar Pfennige, je nach Größe des Krautkopfes, nie über zehn Pfennige. Von dem wenigen Geld gab mir die gute Frau oft wieder ein paar Pfennige zum Geschenk. Das war ein reicher Lohn.

An Werktagen vesperte man nur, wenn man auf dem Feld oder bei der Weinlese war oder wenn man das Heu heimgebracht hatte oder wenn gedroschen wurde. Beim Essen saßen wir Kinder auf der Bank. Es wurde vor und nach dem Essen gebetet, sprechen durften wir kaum.

Eine besondere Belohnung war es für mich, wenn ich am Sonntag nach dem Mittagessen vom Vater einen Zehner bekam, um den ich aber jedesmal bitten mußte. Glücklicherweise lief ich zum Bäcker Denz und holte mir damit einen »Lappen«, eine Schneckenudel. Ich kann mich nicht erinnern, daß mir dieses Geschenk je einmal verweigert wurde.